

Adolf Sandmann

Niederhof bei Murg

Banges Warten im Niederhofer Rathaus auf die Franzosen

Eine „wahre Geschichte“ aus dem Tagebuch des Großvaters Adolf Sandmann: 25.4.1945: Er wird vom greisen Ratschreiber ins Rathaus von Niederhof geladen und aufgefordert, bis zum Einzug der Franzosen für Ordnung (Lebensmittelkarten) zu sorgen und dann bereit zu stehen. Frau des Ortsgruppenleiters stürmt herein: Der Nachbar liege im Blut. Der Ratschreiber kommt zurück: von hinten erschossen. „Es war Einer für die aufrichtigen Bürger.“ Gemeint ist damit ein Nazigegner, der einen Aufruf an die „aufrechten Bürger“ zum Widerstand gegen die Nazis verfasst hat, womit er sich im Dorf „mehr Misstrauen als Achtung eingehandelt“ hat. Gerüchten zufolge soll der erschossene Mann Angehöriger des Werwolfs gewesen sein. Der Ratschreiber nennt das „böswilligen Tratsch“. Adolf Sandmann bleibt im Rathaus: weder der Bürgermeister noch jemand von der Partei lassen sich sehen. Dann kommen die Franzosen: drei blutjunge Soldaten und ein Sergeant. Sie stellen die Ratsstube auf den Kopf, er kann kein Französisch. Der „Aufrechte“ wird gerufen: Er kann übersetzen. Anordnungen: Ausgangssperre, Ablieferung der Waffen, selbst Tischmesser werden gebracht. Mit den abgelieferten Kleinkalibergewehren ballern die Soldaten auf die Hühner. Dann stellt er fest, dass beim ersten Kommando zwei Elsässer waren, die gut Alemannisch sprechen – und er ist froh, dass er am Telefon nicht zuviel gesagt hat.

25. April 1945. Zu meiner Überraschung werde ich um 8 Uhr im Amtszimmer vom Ratschreiber von Niederhof erwartet. „Wir wollen miteinander die Haushaltungskarten für die nächste Kartenausgabe vorbereiten“, sagt er, und ich wundere mich darüber. „Ja“, fügt er mit einem Lächeln hinzu, „die Franzosen kommen, und das Leben geht weiter. Die Lebensmittelverteilung wird jetzt wichtiger denn je. Ohne Ordnung gäbe es ein heilloses Chaos und viele, viele Tote. Die Ordnung aufrecht zu erhalten, das ist jetzt unsere Aufgabe und das auch dann, wenn die Ratten das sinkende Schiff bereits verlassen haben“.

Ich komme mit, meint er damit doch die Goldfasanen, die jetzt untertauchen oder die, wie der Kreisleiter von Säckingen, den Ausweg im Freitod suchen. Nach einigem Überlegen antworte ich: „Ihr habt recht, die Ratten verlassen das Schiff und entziehen sich ihrer Verpflichtung. Meiner Verpflichtung als Arbeitsverwendungsfähiger bin ich nachgekommen, und diese besteht nun nicht mehr. Somit könnte ich gleich vielen anderen daheim bleiben und die Entwicklung der Geschehnisse abwarten.“

Der greise Ratschreiber richtet sich auf und mustert mich von oben bis unten. Dann die Worte: „Jawohl, das könntest du, und das Recht wäre sogar auf deiner Seite, aber ich hätte mich in dir getäuscht. Einer muss schließlich im Rathaus sein, wenn die Sieger kommen und in wenigen Tagen die Verwaltung wieder aufgenommen wird. Wer dazu fähig ist, ist das unserem Dorfe und seinen

Bewohnern schuldig. Ich kann es nicht glauben, dass du dich als alteingesessener Niederhöfer Bürger dieser Aufgabe entziehst.“

Der Ratschreiber dreht mir den Rücken zu, und ich denke nach. Impulsiv trete ich vor ihn hin. Leise sage ich: „Wenn Ihr mir dabei helft – dann will ich es versuchen!“ Er reicht mir die Hand und meint: „So habe ich das auch gedacht. Du weißt, wo ich daheim bin – solange ich kann, bin ich immer für dich zu sprechen!“

Gewissenhaft prüfen wir die Haushaltungskarten, vergleichen die Meldescheine mit den Zu- und Abgängen und stellen die Alters- und Berechtigungsgruppen zusammen. Plötzlich zerreißt ein Gewehrschuss die Stille. Es ist 10 Uhr. Der Ratschreiber schaut kurz auf und meint bekümmert: „Wenn jetzt nur kein dummer Streich passiert ist!“

Kurz darauf stürmt die Frau des Ortsgruppenleiters in die Amtsstube und schreit: „Kommt zu Hilfe, mein Nachbar liegt in seiner Küche im Blut!“ Der Ratschreiber hält mich zurück: „Ich gehe selber!“ und eilt mit der Frau schon die Stiege abwärts. Als er nach einer geraumen Weile wieder kommt, teilt er mir mit, dass der Nachbar durch das Küchenfenster hinterrücks erschossen worden sei. Auf meine Frage, von wem? Meint er: „Darüber gibt es eine berechtigte Vermutung.“ Flüsternd fügt er hinzu: „Es war ‚Einer für die aufrichtigen Bürger‘!“

Wir beendigen die unterbrochene Arbeit. Danach übergibt mir der Ratschreiber die Rathauschlüssel mit den Worten: „Kümmere dich von heute an auch am Nachmittag um das Rathaus!“ Mit gemischten Gefühlen gehe ich zum Mittagessen. Um die Mittagsstunde schauen wir von der Zechenwihler Anhöhe hinab in das Rheintal. Mit bloßen Augen können wir die auf der Reichsstraße rheintalaufwärts fahrenden Panzer erkennen.

Laut Anordnung des Landratsamtes Säckingen wehen im Dorfe zum Zeichen der kampf- und bedingungslosen Übergabe die weißen Fahnen. Eine der im Untergeschoss des Rathauses wohnenden Ordensschwwestern bringt mir ein weißes Leintuch mit der Bitte, dieses am Fahnenmast auszuhängen. Ich beeile mich, dieser Bitte zu entsprechen.

Im Dorfe ist es still. Das Rathaus wird gemieden wie die Pest, und ich warte auf die Franzosen. Gegen Abend ruft ein Bürger an und verlangt den Ratschreiber. Ich sage ihm, dass der Ratschreiber zu Hause sei und mich mit dem Hüten des Rathauses beauftragt habe. Er erteilt mir die Weisung, ihn nach Eintreffen der Franzosen unverzüglich telefonisch zu benachrichtigen. Der Bürger ist im Dorfe als Nazigegner bekannt, obwohl gemunkelt wird, dass er selber einmal in der Partei gewesen sei. Mit seinem Appell an die „aufrechten Bürger“ zum Widerstand gegen die Nazis hat er sich im Dorfe mehr Misstrauen als Achtung eingehandelt.

Gerüchten zufolge soll der von ihm erschossene Metzger des Dorfes Angehöriger des Werwolfs gewesen sein. Ebenso wird erzählt, dass der im Schulhaus einquartierte Mittelschullehrer ein ganz

gefährlicher Nazi sei, der zur Verteidigung ein Maschinengewehr aufgestellt habe. Eine Frau habe in der Gemischtwarenhandlung öffentlich aufgerufen, den Feind mit kochendem Wasser zu übergießen.

Ich hatte den Ratschreiber nach dem Wahrheitsgehalt dieser Gerüchte gefragt, und er hat mir gesagt: „Glaub’ nicht diesen Unsinn, das ist nichts anderes als Dummheit und böswilliger Tratsch.“ Er glaubte nicht, dass sie Widerstand leisten würden. An die rückliegenden schlimmen Tage muss ich denken, während ich den Sitzungstisch abräume. Es geht gegen 18 Uhr. Ich schließe sorgfältig die Türen und gehe heim.

Düstere Regenwolken ziehen auf. Mutter erinnert an die Wäschetruhe, die von Vater auf dem Bühl in die Erde eingegraben worden ist. Ich gebe zu bedenken, dass die zu erwartende Nässe den Kleidern und der Wäsche nicht gut bekommen dürfte. Mutter plagt das Gewissen. Noch am gleichen Abend holen Vater und ich die Truhe aus der Erde, und es ist höchste Zeit, denn die schönen Leintücher und Bettbezüge haben schon gelbe Flecken. Wäsche und Kleider sind wieder im Haus und die Franzosen, vor denen die Textilien versteckt worden sind, sind noch nicht gekommen.

26. April, überall werden die Spuren des tausendjährigen Dritten Reiches beseitigt. In allen Haushaltungen beginnt ein wahrer Bücher- und Bildersturm. Ganz Schlaue verbrennen sogar ihren Wehrpass.

Aus der Bücherei des Lesevereins werden mir einige Nazibücher und Hitlers „Mein Kampf“ gebracht. Die einen Bände werfe ich kurz entschlossen in den brennenden Ofen. In der Folge bin ich den ganzen Tag allein. Ohne ein Wort zu sagen, bleiben der sonst um Worte nicht verlegene Bürgermeister und die kommandofreudigen Parteifunktionäre dem Rathaus fern.

27. April. Landauf, landab bewegen sich die fremden Truppen. Es sollen überwiegend marokkanische Einheiten sein. Jetzt will niemand mehr etwas mit der Partei oder gar mit der Verteidigung zu tun gehabt haben. Ich bin wieder allein im Amtszimmer und durchsuche aus Langeweile den Aktenschrank. Dicker Mehlstaub liegt auf den Aktendeckeln. Im Laufe des Nachmittags lockt mich Motorengeräusch an das Fenster. Ich sehe gerade noch den Jeep mit der Trikolore um die Ecke biegen. Ich gehe zur Zimmertür, öffne diese weit und warte der Dinge, die da kommen. Dann poltern auch schon vier der sechs „Khakifarbenen“ die Treppe hinauf. Ich stelle mich neben die Türöffnung.

Es sind drei blutjunge Kerle, die ängstlich um alle Ecken gucken, und ein Sergeant, dessen französische Anordnungen ich nicht verstehe. Der Trupp reißt alle Türen und Schränke auf, wirft, was gerade in die Quere kommt, auf den Fußboden, und einer haut den Gewehrkolben auf den Tisch und lässt das Tintenfass tanzen. Nach dieser sonderbaren Begrüßung sage ich, dass ich die französische Sprache nicht spreche. Ich zeige auf das Telefon und gebe zu verstehen, dass ich einen Dolmetscher rufen möchte. Der Sergeant nickt mit dem Kopf und ich wähle die Nummer von dem oben benannten Bürger.

Sein Haus ist etwa 200 m vom Rathaus, dessen Straßenfront er von daheim aus übersehen kann, entfernt. Er nimmt den Hörer ab, und ich melde, dass die Abordnung der französischen Kommandantur da sei. Der Hörer wird wieder aufgelegt, aber der Monsieur kommt und kommt nicht. Stattdessen klingelt das Telefon. Ich nehme den Hörer ab; die vier Khakifarbenen stehen misstrauisch um mich herum. Er ist wieder am Apparat und sagt, er sehe die Standarte nicht und glaube, dass er vom Werwolf in einen Hinterhalt gelockt werden soll.

Ich entgegne: „Der Jeep mit Trikolore steht beim Rathauseingang auf der Nordseite, und diesen können Sie nicht sehen. Um mich herum stehen vier misstrauische und ungeduldige Soldaten. Kommen Sie endlich, damit wir uns verständigen können!“ Die Franzosen lassen mich nicht mehr aus den Augen und dann – nach einigen Minuten – kommt der Monsieur. Er parliert französisch in einem mir unbegreiflichen Wortschwall. Soviel verstehe ich, dass er die Franzosen auf den abwesenden Nazibürgermeister und den Ortsgruppenleiter aufmerksam macht.

Anschließend verdolmetscht er mir eine Bekanntmachung, nach der bis um 17 Uhr alle Waffen nebst Munition und auch die Messer mit feststehender Klinge im Rathaus abzuliefern sind und dass sich nach 18 Uhr niemand mehr auf der Straße sehen lassen darf – bei Nichtbefolgen droht die Todesstrafe!

Die Bekanntmachung hat im Dorfe kaum die Runde gemacht, da werden auch Waffen und Munition gebracht, angefangen von den Kleinkalibergewehren des Schützenvereins bis zu den Jagdflinten des Jagdaufsehers. Gebracht werden auch Ehrendolche der SA – ja sogar Tischmesser. Letztere werden von den Franzosen achtlos beiseite geworfen. Die Kleinkalibergewehre werden dagegen sofort geschnappt, und los geht im Hof das Ballern auf des Nachbars Hühner. Ich gehe an das Fenster und schon schlägt ein Kugelchen neben mir in die Scheibe.

Zu meiner Überraschung stelle ich fest, dass sich bei dem Kommando zwei Elsässer befinden, die Alemannisch so gut verstehen wie ich. Ein Glück, dass ich vor zwei Stunden nicht zuviel gesprochen habe. Gegen Abend wird der Jeep mit den brauchbaren Waffen und den erlegten Hühnern beladen und ab geht die Post – die Vorstellung ist für heute beendet.

Adolf Sandmann